

TAHMIMA ANAM

»Eine phänomenale Geschichte!«
PUBLISHERS WEEKLY

**UNSER PLAN
FÜR DIE
WELT**

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE



TAHMIMA ANAM

»Eine phänomenale Geschichte!«

PUBLISHERS WEEKLY

**UNSER PLAN
FÜR DIE
WELT**

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE





Tahmima Anam

Unser Plan für die Welt

Roman

Aus dem Englischen von Kirsten Riesselmann

Hoffmann und Campe

Für Sarah Chalfant, in Liebe

Prolog

Gibt's nicht

Die Leute sagen ja, Utopia gibt's nicht, aber da irren sie sich.

Ich war selbst dort, und es liegt an der Ecke Tenth Avenue, Fifteenth Street.

An einem für die Jahreszeit ungewöhnlich heißen Tag im April werden Jules und ich vorgeladen. Wir schleichen aus dem Haus und stehen sechs Stunden später vor einem großen Industriegebäude. Auf der anderen Straßenseite ist die Hochbahn, dahinter kommt der West Side Highway, dann die Jogger, die Piers und die flache Weite des Hudson. Es gibt weder Schild noch Klingel, nur eine riesenhafte Metalltür, also sehen wir uns suchend um und checken noch mal die Adresse. Minuten vergehen. Ich sage zu Jules, dass wir Cyrus nicht hätten anlügen sollen, und Jules erinnert mich an all die Arten, auf die Cyrus diesen Ausflug unmöglich gemacht hätte. Nach einer gefühlten Ewigkeit geht die Tür endlich seufzend auf, und wir treten über die Schwelle in eine Pfütze aus biskuitfarbenem Sonnenlicht.

Der Empfangsbereich sieht grandios aus: Sanft fließende Kurven bändigen die rechten Winkel des ehemaligen

Lagerhauses, von den polierten Holzdielen bis zu den stahlgefassten, in die Höhe strebenden Fenstern glänzt alles. »Wahnsinn«, stößt Jules aus und lässt sich in einen Sessel fallen. »Können wir das bitte haben?«

Ich schaue nach oben und sehe ein gigantisch großes Stundenglas, das von der Decke hängt. »Das kriegen wir nie.«

Jules wirkt entspannt, so, als käme er jeden Tag an Orte wie diesen. »Aber unsere Plattform ist super. So was hat in der ganzen Weltgeschichte noch nie jemand auf die Beine gestellt.«

Ich lache. »Sieht teuer aus hier. Bist du sicher, dass wir nichts zahlen müssen?«

»Nope.«

Wir sind zu einem Vorstellungsgespräch geladen worden. Wenn wir genommen werden, dürfen wir jeden Tag hier verbringen und uns Utopianer nennen.

Jemand kommt und sagt uns, dass wir dran sind. Wir gehen erst eine und dann noch eine Treppe hoch, je höher wir kommen, desto blasser und heller wird das Licht. Im zweiten Stock werden wir einen Flur entlanggeführt, der mit Hängepflanzen dekoriert ist. Die Luft ist kühl, aber nicht zu kalt. Über die Wände laufen wiederkehrende Muster in leuchtenden Farben, darauf gerahmte Bilder, und unter die Decke sind gezackte Skulpturen geschraubt.

Im Sitzungsraum werden wir von dem Auswahlgremium begrüßt. Eine Frau mit langen, glatten Haaren und dem schönsten Hals, den ich je gesehen habe, tritt auf uns zu

und sagt: »Ich bin Li Ann.« Auch sie glänzt, egal, aus welchem Winkel man sie betrachtet, und ich muss dem Impuls widerstehen, mich vorzubeugen und nach ihrem Parfum zu schnuppern.

Wir geben uns die Hand. Mein Händedruck ist übertrieben fest und schweißig.

Li Ann lässt uns Platz nehmen. »Ich vermute, ihr habt schon von uns gehört.« Sie lächelt und schafft es, selbstbewusst, aber nicht hinterhältig zu wirken.

Natürlich haben wir schon von Utopia gehört. Wer nicht? Immerhin gibt es unzählige Storys auf BuzzFeed: *Was ist dran an dem geheimnisvollen Tech-Inkubator, der sich der Unterstützung von Nobelpreisträgern, Expräsidenten und der Elite der Start-up-Welt rühmen kann?* Oder die ganzen Fotos, mit versteckter Kamera im Inneren aufgenommen. Die absurden Behauptungen angeblicher Utopianer, von wegen, in den Laboren hier hätte man erfolgreich einen Schimpansen geklont und ein Maschinchen zur Kohlenstoffbindung entwickelt, das die Luft schneller reinige, als man ein Selfie machen kann.

Auf der Busfahrt hierher hat Jules gesagt: »Das ist wie ein Sechser im Lotto. So, als hätten wir's zu Olympia geschafft. Oder als hätten wir den Computer hochgefahren und einen geheimen Cache mit Kryptowährungen gefunden.«



»Vielleicht stellen wir uns erst mal vor«, sagt Li Ann. »Ich bin hier bei Utopia Head of Innovation.«

»Hey, ich bin Marco«, sagt ein Mann mit tiefliegenden Augen und einem exakt getrimmten Bart. »Ich bin der Erfinder von Obit.ly, einer App, die alle sozialen und öffentlichen Aspekte rund um den Tod regelt.«

Eine Frau mit knallpinken Haaren winkt zur Begrüßung. »Ich bin Destiny. Ich bin die Gründerin von Consentify, dem Tool, mit dem sich jede sexuelle Begegnung zurückverfolgen und sicher und einvernehmlich gestalten lässt.«

Ein dünner, ernsthaft wirkender Mann in einem Laborkittel lehnt am Tisch. »Ich heiße Rory. Ich mache LoneStar.« Er spricht mit abgehacktem skandinavischem Akzent. »Ich möchte, dass jeder einzelne Mensch auf dieser Welt aufhört, Tiere zu essen.«

Nie im Leben passen wir hier rein. Allein eine so nette, vitaminingummibärchenmäßige Beschreibung für unsere Plattform zu finden wäre schon vollkommen unmöglich. Und dann noch der ganze Rest: dieses Selbstbewusstsein, diese Haare und dass es den Eindruck macht, als wären alle auf ihren Platz geglitten wie ein Synchronschwimmteam. Es ist unvorstellbar für mich, mich in meiner Haut jemals so wohlfühlen. Cyrus nennt mich zwar gern mal »die Programmierqueen der Brattle Street«, aber in diesem Augenblick kommen mir Cambridge und mein Forschungszentrum an der Uni vollkommen unerheblich vor. Seit sechs Jahren arbeite ich an einem

Algorithmus, der die für Empathie zuständigen Hirnareale des Menschen auch für künstliche Intelligenz zugänglich machen soll. Nach einer alkoholseligen Nacht mit Cyrus (dazu später mehr) kam mir die Idee, das winzige Stück Programmiercode, das ich schon geschrieben hatte, in etwas anderes zu überführen – in *das hier* –, und deswegen sind Jules und ich jetzt hier.

»Von uns aus kann's losgehen«, sagt Li Ann.

Das ist mein Stichwort, mit der Präsentation loszulegen. Ich nestle an meinem Laptop herum. Jules reicht mir sein Kabel, und der Anblick seiner festen, nicht zitternden Hand beruhigt mich. Egal, was passiert: Wir können nach Hause fahren und mit Cyrus darüber lachen.

»Es hat noch keinen Namen«, fange ich an, um die leere Startseite zu erklären.

»Aber uns wird schon noch was Cooles einfallen«, sagt Jules.

Dann kommt das Bild von der Landingpage mit ihren drei Fragen. »Das hier ist unsere neue Social-Media-Plattform. Wir wollen, dass Menschen ausgehend von dem, was ihrem Leben wirklich Bedeutung gibt, miteinander in Beziehung treten können – und nicht nur auf der Grundlage dessen, was sie liken oder nicht liken. Unsere Plattform generiert Rituale, basierend auf den Interessen, Überzeugungen und Leidenschaften der Leute.«

»So ein bisschen wie eine maßgeschneiderte Religion?«, fragt Rory, der Skandiveganer.

»In etwa. Stellt euch vor, ihr könntet euer Glaubenssystem mit allem anderen in eurem Leben zusammenführen. Ein integriertes System, das euer ganzes Ich miteinbezieht.«

»Vielleicht solltet ihr es so nennen: *Whole You*«, schlägt Destiny vor.

»Es funktioniert so: Man beantwortet einen kurzen Fragebogen zu den Dingen, die einem wichtig sind. Nicht nur ererbte Traditionen, sondern alles, was man sonst noch rechts und links des Wegs aufgesammelt hat.

Gewissermaßen das Leben, das man sich verdient hat.«

Marco nickt. »Cool. Wenn ich also bald sterben müsste, dann könnte mir eure App eine auf mich zugeschnittene spezielle Beerdigung vorschlagen?«

»Ja, könnte sie. Möchtest du's mal ausprobieren?«

Jules gibt seinen Laptop an Marco weiter. Marco tippt ein paar Sekunden. Dann sagt er: »*Game of Thrones*, *Das große Backen* und das alte Ägypten. Schauen wir mal, was sie damit macht.«

Wir warten die 2,3 Sekunden, die der Algorithmus für seine Berechnung braucht. Dann liest Marco vom Monitor ab: »»Mein Vorschlag wäre, dass Sie sich wie die alten Ägypter zusammen mit Ihrem wertvollsten Hab und Gut beisetzen lassen. Auf Wunsch könnten Sie Ihre Liebsten das Mundöffnungsritual durchführen lassen.«« Er blickt vom Monitor auf. »Gibt es das, dieses Mundöffnungsritual? Ist da was dran?«

»Ja«, antworte ich. »Alle Vorschläge basieren auf realen Texten, auf religiösen Schriften, uralten Riten, auf Überlieferungen und Mythen. Sieh mal hier, der Algorithmus lässt dir eine Wahlmöglichkeit – das macht er hin und wieder. Du könntest dich einäschern lassen wie die Dothraki oder die Valyrer. Aber wenn du willst, dass deine Familie das Mundöffnungsritual vornimmt, dann lässt du deinen Leichnam mit über dem Schwert gefalteten Händen aufbahren, wie es Brauch ist in Westeros. In diesem Fall könntest du dir auch Steine auf die Augen legen lassen.«

»Yeah.« Marco reibt sich die Hände und lächelt.

»Manchmal wäre ich tatsächlich gern ein Dothraki, aber ich bin doch eher ein Sieben-Königreiche-Typ.« Er liest weiter. »Das Mundöffnungsritual ist eine symbolische Zeremonie, bei der der Mund des Leichnams geöffnet wird, um es dem Verstorbenen möglich zu machen, im Jenseits zu sprechen und zu essen. So ließen sich auch beliebig viele Backwaren in das Ritual integrieren.«

Jules und ich wechseln einen Blick. Wie haben wir das bloß hingekriegt, dass die Plattform so verdammt geil ist, denke ich.

»Ich glaub's ja nicht«, sagt Marco.

Jules beugt sich zu ihm rüber und liest das Ende des Rituals vor: »Jemand aus Ihrer Familie könnte folgende Beschwörungsformel rezitieren: *Ich habe deinen Mund geöffnet. Ich habe deine beiden Augen geöffnet.*«

Marco grinst. »Das kommt sofort in meinen Dropbox-Ordner zu Testament und Patientenverfügung.«

Wir gehen die ganze Plattform mit ihnen durch, umreißen unser Zielpublikum und erläutern unseren Wachstumsplan. Ich erkläre die Technik dahinter.

Dann entsteht eine Pause, in der niemand etwas sagt. Ich drehe mich zu den anderen um, aber es ist kaum möglich, alle gleichzeitig anzusehen. Durch das große Fenster hinter ihnen fällt Sonnenlicht, sie alle sind von einem riesigen, goldenen Heiligenschein umgeben.

Rory legt beide Hände auf den Tisch. »Religion hat noch nie zu irgendetwas Gutem geführt«, verkündet er.

»Das würde mein Vater genauso sehen«, sage ich. »Aber sie ist eben trotzdem eine enorm mächtige Institution – stell dir vor, das könnten wir irgendwie ändern.«

Rory wendet den Blick ab, und ich kann fast spüren, wie er mit den Augen rollt.

Jules schaltet sich ein. »Wir treten an, um Menschen, die im Schatten der sozialen Medien groß geworden sind und die ihr gesamtes Leben in der Öffentlichkeit führen, etwas zurückzugeben. Wir wollen die 37 Prozent ansprechen, die nicht an Gott glauben, weil sie wegen ihrer politischen Einstellung oder ihrer sexuellen Orientierung keinen Zugang zu irgendeiner organisierten Religion finden. Wir glauben, dass auch die Nichtreligiösen unter uns eine eigene Community und einen eigenen Glauben verdient haben, egal, worin dieser Glaube auch wurzelt. Rituale und Gemeinschaft, das ist es doch, was eine Religion bietet und was noch kein anderes menschliches Konstrukt ersetzen konnte. Bis jetzt. Wir treten an, um den Menschen

Bedeutsamkeit und Sinn zurückzugeben und um den Glauben in erweiterter Form wiederherzustellen – nicht den Glauben an eine höhere Gewalt, sondern den Glauben an die Menschlichkeit.«

Ich sehe Li Ann leise lächeln. Jules hat die Sache auf den Punkt gebracht. Vielleicht hat er sogar recht, vielleicht hat wirklich noch niemand in der Weltgeschichte jemals etwas Vergleichbares auf die Beine gestellt.

»Mir gefällt, was wir bis hierhin gesehen haben. Was meinen die anderen?« Destiny und Marco nicken, und Rory schafft es, den Kopf ein winziges bisschen zu neigen. Li Ann beugt sich vor und senkt die Stimme: »Wir sind besonders interessiert an Projekten, die einen Beitrag leisten zur menschlichen Gemeinschaft in der Nachwelt.«

»In der Nachwelt?«

»In der Zukunft, wenn nichts mehr übrig ist«, sagt Destiny.

»Ihr schmiedet Pläne für den Weltuntergang?«, fragt Jules.

»Wir wollen vorbereitet sein«, erklärt Rory. »In den kommenden fünfzig Jahren werden sich die Dinge auf eine Art verändern, wie wir es uns jetzt noch gar nicht vorstellen können.«

Marco zählt eine Reihe von Möglichkeiten auf, wie die Welt untergehen könnte: »Eine große Hungersnot, eine tödliche Pandemie, massenhafte Antibiotikaresistenz, Klimakollaps, Insektensterben, Weltkrieg.« Und zum Schluss, mit dramatischer Betonung: »Asteroiden.«

»Wir sind nicht ans Netz der großen öffentlichen Versorgungsbetriebe angeschlossen«, erklärt Li Ann. »Unser Wasser beziehen wir von einem unterirdischen Grundwasserleiter. Unsere Server hängen nicht an den großen Glasfaserkabeln. Wir recyceln unseren gesamten Müll. Wir finanzieren Forschung im Bereich von Reserveantibiotika und antiviralen Medikamenten, wir bauen eine Armee von Roboterbienen auf und gewinnen Nahrung aus elektrischem Strom. Wir glauben, dass Technologie eine bedeutende Rolle in der Nachwelt-Welt spielen wird.«

Ich begreife, wie wir da ins Bild passen. »Nur Religion fehlt euch noch?«

»Nun ja, das Thema steht schon länger zur Diskussion«, sagt Li Ann. »Ich fände es großartig, den Menschen etwas anzubieten, das ihnen hilft, ihrer Existenz einen Rahmen zu geben. Rory will mit all dem nichts zu schaffen haben, aber einige von uns halten eine religiöse Dimension trotzdem für wichtig.«

»Wenn wir uns schon eine bessere Welt vorstellen, dann würde ich sie eben lieber auf wissenschaftlichen Prinzipien gründen und nicht auf Aberglauben«, sagt Rory.

Ich stelle die Frage, die ich, seitdem der Anruf kam, nicht mehr aus dem Kopf kriege: »Wie bezahlt ihr das alles hier eigentlich?«

»Einerseits arbeiten wir wie jedes andere Gründerzentrum auch«, sagt Li Ann. »Andererseits haben wir eben zusätzlich noch den Auftrag bekommen, Lösungen

zu entwickeln für den unausweichlichen Untergang der Welt, wie wir sie kennen. Unsere Gelder kommen von Technologiekonzernen und einzelnen hochvermögenden Privatpersonen, sogar einige staatliche Rentenfonds sind beteiligt. Ich denke, mittlerweile geht man allgemein davon aus, dass wir in Zukunft vor völlig neuen Herausforderungen stehen werden. Und alle wollen vorbereitet sein.«

Was Cyrus wohl dazu sagen wird? Ich habe mindestens eine halbe Stunde nicht an ihn gedacht, so lange wie noch nie seit unserer Wiedervereinigung. Dieses Ding mit dem Weltuntergangskult wird ihn definitiv abstoßen. Oder doch nicht? Cyrus steckt schließlich voller Überraschungen. Vor neun Monaten wäre ich nie im Leben auf die Idee gekommen, dass jemand wie er zu einer Spontanhochzeit neigen könnte. Von mir selbst hätte ich das übrigens genauso wenig gedacht. Aber da haben wir's mal wieder: die Liebe. Ihre Wege sind unergründlich.

Li Ann verspricht, uns noch im Laufe des Tages ihre Entscheidung mitzuteilen, und schon sind Jules und ich zurück in der normalen, unperfekten Welt.

Eins

Cyrus Jones und die magische Trauerfeier

Genau zwei Monate, nachdem wir uns zum zweiten Mal begegnet sind, und das war dreizehn Jahre, nachdem wir uns zum ersten Mal begegnet sind, haben Cyrus und ich geheiratet.

Beim ersten Mal war ich in der neunten Klasse und Cyrus in der elften. Ich kannte seinen zweiten Vornamen, wusste, welche Fächer er belegt hatte, wann er Freistunden hatte und an welchen Nachmittagen er wegen des Schwimmtrainings oder der Jazzbandprobe länger an der Schule blieb. Anders gesagt: Ich war in ihn verliebt. Cyrus kannte keinen meiner Namen und wusste auch nicht, dass ich erst vor kurzem aus Queens nach Merrick, Long Island, gezogen war, dass ich die vierte Klasse übersprungen hatte und genau eine einzige Freundin hatte, ein Mädchen namens Huong, das beim Mittagessen gelegentlich neben mir saß. Er wusste nicht, dass meine Eltern aus Bangladesch eingewandert waren und dass in meiner Lunchbox daher immer Reis mit Curry war, wofür ich mich fortwährend schämte, nicht nur wegen des Currygeruchs, der in meinen Klamotten festsaß, sondern

auch, weil meine Mutter die Tupperdosen nie richtig zumachte, weswegen mein Rucksack innen immer mit Reis und kleinen Hühnerstückchen verklebt war.

Fünfzehn Jahre lang wohnten meine Eltern in Jackson Heights in einer Zweizimmerwohnung mit zwei schmalen Fenstern und Blick auf die Roosevelt Avenue, über der Health-Beats-Apotheke, in der sie arbeiteten. Dann kam meine Schwester Mira, dann ich. Sie arbeiteten viel und schickten regelmäßig mit Western Union Geld nach Bangladesch, aber da wir abends meist Dal und Reis aßen, nie in den Urlaub fahren und ich ausschließlich die abgelegten Klamotten meiner Schwester zum Anziehen bekam, schafften sie es, jedes Jahr etwas Geld zurückzulegen, bis sie eine Anzahlung auf die Apotheke und dann auf noch eine zweite in Woodside leisten konnten. Als ich Cyrus kennenlernte, gehörte meinen Eltern eine kleine Kette von drei Health-Beats-Apotheken, und wir waren aus unserem alten Stadtteil weg- und in ein schickes Neubaugebiet auf Long Island gezogen.

Nach einem Sommer, in dem ich Umzugskisten ausgepackt und Sterne in Form der Galaxie Messier 81 an meine Zimmerdecke geklebt hatte, kam ich an meine neue Schule, die Washington High. Mira studierte bereits im ersten Semester an der Columbia University und war damit beschäftigt, neue Bezugsgruppen zu finden, die Klimaaktivisten, die radikalen neuen Linken und die Students for Yemen. Ich blieb zurück und musste allein zurechtkommen mit meinen aufdringlich riechenden

Mittagsmahlzeiten und meiner kompletten Unfähigkeit, Smalltalk zu betreiben. Meine einzige Zuflucht war der Matheunterricht, in dem ich zwei Jahre übersprungen hatte und so zusammen mit Cyrus im Leistungskurs Geometrie gelandet war.

Das gesamte Schuljahr hindurch starrte ich auf Cyrus' Hinterkopf und wünschte mir, dass er sich umdrehen und etwas zu mir sagen würde. Aber das tat er nie. Pausenlos starrte ich also einfach dieses prachtvolle blonde Haar an, das sich wellte, als würde es mir einen Gruß senden. Als Ende Mai unsere letzte Klausur des Jahres anstand, erschien Cyrus nicht in der Schule. Eine Woche später überreichte er unserem Lehrer, Mr. Ruben, einen dicken Ordner. In dem Ordner befand sich eine Graphic Novel mit dem Titel *Wie man Geometrie unterrichtet*. Ein Bild zeigte Mr. Ruben, wie er vor der Tafel stand und den letzten Winkel eines gleichschenkligen Dreiecks anzeichnete. Kapitel für Kapitel nahm das Buch jede Stunde durch, die Mr. Ruben in diesem Jahr in unserem Kurs unterrichtet hatte, von den Winkeln am Anfang bis zu den architektonischen Rätseln am Ende. Es gab Gleichungen und Formeln sowie maßstabsgerecht gezeichnete Gebäude mit ausgefeilten Details: das Chrysler Building mit seinen markanten Bögen, die Säulen des Parthenon, die Dreiecke ägyptischer Grabmale. Mr. Ruben hängte die Seiten in unserem Klassenzimmer an die Wand, und wir betrachteten sie voll des Staunens. »Was für'n Freak«, flüsterte jemand ganz leise. Freak stimmte schon. Mr. Ruben wusste nicht,

was er tun sollte, und gab Cyrus eine Sechs, weil er nicht zur Klausur erschienen war.

Es ging das Gerücht, dass Cyrus keinen seiner Kurse bestanden hatte – nicht den Leistungskurs Literatur, in dem er eine Geschichte geschrieben hatte, ohne den Buchstaben E zu benutzen, nicht den Kurs zur Geschichte Europas, in dem er ein 3-D-Diorama zur Schlacht von Algier angefertigt hatte, ja, nicht mal den Schauspielkurs, bei dem er einen Kurzfilm als Abschlussarbeit eingereicht hatte. Alle an der Schule kannten Cyrus, aber niemand konnte von sich behaupten, mit ihm befreundet zu sein; er blieb immer für sich, nach Unterrichtsschluss war er immer sofort weg und mittags ging er nie zum Essen in die Cafeteria. Und so blieb das Geheimnis um seine Klausuren das, was es war: ein Geheimnis.

Cyrus verschwand. Für sein letztes Schuljahr kam er nicht wieder und machte folglich auch keinen Abschluss. Irgendwann ging ich aufs College und vergaß ihn. Ich blühte auf. Viele Kilometer weit weg von Merrick und eine ganze Welt entfernt von der Highschool betrat ich mein Gehirn, als würde ich zum ersten Mal ein Paar wirklich gute Sneaker anziehen. Meine Hirn-Sneaker und ich sprinteten durch Vorlesungen und Seminare und bescherten mir einen Uniabschluss mit Summa cum laude. Ich schnitt mir die Haare sehr kurz und ließ mir die ersten sechs Zahlen von Pi auf die linke Schulter tätowieren. Ich freundete mich mit einem Mädchen namens Lynn an, knutschte hier und da ein bisschen herum und verlor meine

Jungfräulichkeit in meinem Zimmer im Studentenwohnheim, während Constance, meine Mitbewohnerin, im Kino in einer Doppelvorführung von *Blade Runner* und *Tote schlafen fest* saß.

Lynn war Schauspielerin und bekam in der ansonsten komplett männlich besetzten *Macbeth*-Aufführung des Instituts für Theaterwissenschaften als einzige Frau eine Rolle. Wir freundeten uns an, weil wir beide Spätzünderinnen waren. Den Sommer vor dem College hatte Lynn in einem Camp für übergewichtige Jugendliche verbracht, aus dem sie nur wenige Wochen vor Beginn der Orientierungsphase nymphengleich hervorgegangen war. Aber unsere Highschool-Narben waren noch frisch, und bei Grünkohlchips, die sie verbotenerweise in einem Tischbackofen in ihrem Wohnheimzimmer dörnte, klebten wir Pflaster auf all die Spötteleien, all die abfälligen Bemerkungen und die absolute Unsichtbarkeit, der wir endlich entronnen waren. Ich erzählte ihr von Cyrus – wahrscheinlich hatte ich seinen Namen vorher außerhalb meines Schlafzimmers noch nie laut ausgesprochen –, spielte meine Hingezogenheit zu ihm aber auch dann noch herunter und betrachtete ihn als weiteres Stück Treibgut aus dem Haifischbecken, das die Highschool für mich gewesen war.

Wann mir die Idee mit dem Empathie-Modul kam, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, dass sie in meinem Hinterkopf eigentlich schon immer gelauert hatte. Vielleicht wollte ich, weil ich zu viel apokalyptische Science-Fiction las, eine

Möglichkeit finden, ohne Angst vor den Maschinen leben zu können. Denn wir wussten alle: Eines Tages würden sie schlauer sein als wir. Sie würden uns beim Schach besiegen, uns das Essen kochen und unsere Autos fahren. Eines Tages würden sie anfangen, zu malen und Opern zu komponieren und uns diese in vollkommener Harmonie vorzusingen. Was aber, wenn sie zusätzlich über das verfügten, was selbst Menschen nicht in jedem Moment abrufen können? Was, wenn sie ein quasi automatisiertes, ihnen eingebautes, unerschütterliches und nicht ausschaltbares Verständnis für andere Menschen hätten? Was, wenn sie empathisch und mitfühlend wären? Wenn sie nicht länger unsere Konkurrenten, sondern einfach nur die bessere Version unserer selbst wären? Dann müssten wir uns weder vor ihnen fürchten noch sie uns untertan machen. Wir könnten dann lediglich versuchen, ihnen ähnlicher zu werden, denn sie wären das Optimum dessen, was die Menschheit zu bieten hätte.

Nach dem Uniabschluss ging es für mich sofort an die Graduiertenschule. Ich wurde Mitarbeiterin im Forschungsbereich von Dr. Melanie Stein. Dr. Stein war Pionierin im Reverse Engineering des Gehirns. Sie gehörte zu jener Sorte respektinflößender Frauen, die in akademischen Instituten aufblühen und deren Unbeholfenheit dort zu einer Art opaken, furchterregenden Brillanz aushärtet. Böartig war sie nicht, sie war nur einfach nicht nett. Nie sagte sie etwas, was ein peinliches Schweigen überbrückt hätte, immer gab sie mir das Gefühl,

gerade das dümmste Zeug aller Zeiten von mir gegeben zu haben. Bevor ich Cyrus wiedertraf, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als erwachsen und wie sie zu sein.



Meine erste Begegnung mit Dr. Stein war eigentlich nicht so schrecklich. Es war zu Beginn des Semesters, und ich war gerade nach Cambridge gezogen, in eine winzige Wohnung in einem Studentenwohnheim des MIT. Sie wollte sich in einer Bar auf der Massachusetts Avenue mit mir treffen. Als ich eintraf – ich konnte kaum fassen, wie kalt es draußen war, und steckte längst in meinem Michelin-Männchen-Mantel –, trug Dr. Stein einen sexy Poncho und sagte: »Sie müssen mir hier und jetzt versprechen, dass Sie nicht vorhaben, in absehbarer Zeit alles hinzuschmeißen oder ihr Tempo zu drosseln, denn wenn das der Fall sein sollte, sollten Sie besser in die Arbeitsgruppe von Dr. Li gehen. Die ist voll von Leuten, die es gut meinen, aber nur bedingt ehrgeizig sind.«

»Ich bin unbedingt ehrgeizig«, sagte ich.

Sie bestellte einen Wodka Martini, *extra dirty*, und ich aus lauter Nervosität eine Cola light, obwohl ich Cola light überhaupt nicht mag.

»Also, dann erzählen Sie mal von diesem Empathie-Modul.«

Ich schälte mich aus meinem riesigen Mantel. »Sie wissen natürlich sehr viel besser als ich, dass die letzten

noch unkartierten Hirnareale diejenigen sind, in denen unsere Emotionen gesteuert werden.«

»Das weiß ich tatsächlich besser als Sie«, sagte sie. Das Blau in ihren Augen war so hell, dass ich meinte, in ein Kirchenfenster zu blicken. Ich konnte nur hineinstarren.

»Ich bin ein Cyborg«, sagte sie, nahm die Brille ab und ließ mich noch tiefer blicken.

»Was meinen Sie damit?«

»Meine Augen. Sie sind transplantiert. Ohne sie wäre ich blind.«

»Wow.«

»Er hieß Hans Eikelheimer. Seine Frau schickt mir hin und wieder eine E-Mail.«

Wir stießen auf Hans an, und ich dachte in diesem Augenblick, sie hätte beschlossen, mich zu ihrer Freundin zu machen.

»Ich glaube nicht, dass wir über Kartierung bis in die letzten Winkel des Gehirns vordringen können«, sagte ich.

»Zumindest ist das, glaube ich, nicht der einzige Weg. Zusätzlich zur Hirnkartierung müssen wir noch andere Modellierungstypen hinzuziehen, vor allem, wenn es in Richtung emotionale Intelligenz geht.«

»Das ist bereits bekannt.«

»Wie aber kriegen wir die Empathie zu fassen? Wenn wir wollen, dass unsere Roboter so ähnlich sind wie wir, dann sollten wir über die algorithmischen Ebenen von Intelligenz hinausdenken. Die KI der Zukunft muss in der Lage sein, sich vorzustellen, wie es ist, jemand anderes zu sein. Es

geht dabei nicht nur darum, künstliche Intelligenz menschlicher zu machen. KI muss gar nicht exakt so sein wie wir. Sie sollte besser sein als wir, darauf sollten wir uns konzentrieren.«

»Okay, das ist neu. Glauben Sie, so werden wir die technologische Singularität überleben?«

»Ja. Wir müssen sie besser machen – nicht klüger, sondern netter, sympathischer. Künstliche Intelligenz muss stärker betroffen sein vom Leid anderer.«

»Sie wollen also die Welt retten.«

»Warum wäre ich sonst hier?«, sagte ich und strahlte.

Selbstgefällig überzeugt davon, dass sie meine Schwärmerei schon irgendwie erwidern würde, stolzierte ich in meinem übergroßen Mantel nach Hause.



Aber tatsächlich wurden Dr. Stein und ich nach diesem Abend keine Freundinnen. Wenn wir uns zufällig begegneten, vermied sie jeden Blickkontakt, und bei unseren Beratungsgesprächen krittelte sie selbst an kleinsten Aspekten meines Moduls herum, sagte, die Kartierung der neuronalen Bahnen würde so, wie ich es plante, niemals funktionieren, schließlich wüssten wir nicht, welche Wege emotionale Informationen de facto nähmen, und beharrte darauf, dass wir keine Aussage über die Funktionsweise des limbischen Systems treffen könnten, bis wir nicht via Reverse Engineering das gesamte

Gehirn exakt rekonstruiert hätten. Hinterher ließ ich unsere kurzen Unterhaltungen immer noch stundenlang Revue passieren, meist fielen mir dann auch bessere Argumente ein, die ich mir zurechtlegte und die ich einübte, obwohl es längst zu spät war.

In meinem vierten Jahr als Doktorandin, zu Beginn eines weiteren Forschungssommers in dem eiskalten, klimatisierten Lab, erreichte mich die Mitteilung, dass Mrs. Butterfield, die an der Highschool meine Englischlehrerin gewesen war, verstorben sei. Als die Nachricht eintraf – als SMS, versandt von einer mir unbekannten Nummer –, fiel mir ein, wie oft ich ihr hatte schreiben wollen, ohne das je getan zu haben. In der Nachricht stand: **Bitte bring zur Trauerfeier für Mrs. Butterfield einen Satz aus einem Lieblingsroman mit.** Danach kam der Einladungstext.

Ich war noch nie bei der Beerdigung einer weißen Person gewesen, wusste aber, dass ich wohl Schwarz tragen sollte. Also zog ich einen Rollkragenpulli an und ließ mir auf der Fahrt von Boston nach Süden den von mir ausgesuchten Satz immer wieder durch den Kopf gehen. Mrs. Butterfield hatte stets gewusst, dass ich mehr für die Naturwissenschaften übrig hatte als für die Literatur, hatte mir das aber nie übelgenommen. Sie glaubte daran, dass ich Romane genauso verdient hatte wie die Schülerinnen und Schüler, die durch die Gegend liefen und dabei David Foster Wallace zitierten. Ich hätte den Kontakt zu ihr halten sollen.

Cambridge habt trauen lassen. Bei Inshra Russell bedanke ich mich für ihr herausragendes Webdesign.

An meine Leute: Bee Rowlatt, Maha Khan Phillips, KS, Anya Serota, Leesa Gazi, Nazia Du Bois, Sohini Alam, Rohini Alam, Sawsan Eskander, Alexandra Pringle, Nataleigh Rene, Kate Enright und Rachel Holmes, ihr seid die feministische Kavallerie meiner Träume.

Und zu guter Letzt geht ein Dank an meine Schwester, die exakt so alt ist wie Asha und die für mich die Inspiration bleibt für alles, was aufsässig, frech, cool und mir-doch-scheißegal ist. Und an meine wahrhaft wunderbaren Eltern, die mir ein Leben lang Liebe und Förderung haben zuteilwerden lassen. Auf dass wir nie wieder so voneinander getrennt sein mögen wie im Zeitalter von Covid.

Zitierte Literatur

Die Zitate auf Seite 26 stammen aus den folgenden Texten:

Dylan Thomas: »Geh nicht gelassen in die gute Nacht«.
Übersetzt von Curt Meyer-Clasons.

William Shakespeare: *Romeo und Julia*. Übersetzt von August Wilhelm von Schlegel.

E.E. Cummings: »you shall above all things be glad and young«. Übersetzt von Kirsten Riesselmann.

J.D. Salinger: *Der Fänger im Roggen*. Übersetzt von Irene Muehlton und Heinrich Böll. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 1966, S. 152. © der dt. Ausg. Kiepenheuer & Witsch, 1962.

Walt Whitman: »Als jüngst der Flieder blühte«. In: Walt Whitman: *Grashalme*. Übersetzt von Hans Reisiger. Zürich: Diogenes Verlag 2019, S. 331.

William Faulkner: *Schall und Wahn*. Aus dem Englischen von Frank Heibert. Hamburg: Rowohlt 2014, S. 84.

Emily Dickinson: »Hoffnung ist das gefiedert Ding«.
Übersetzt von Bertram Kottmann.

William Shakespeare: *König Lear*. Übersetzt von Wolf Graf Baudissin.

Seite 126: Miguel de Cervantes Saavedra: *Der sinnreiche Junker Don Quichotte von der Mancha*. Übersetzt von Ludwig Braunfels.

Über Tahmima Anam



Foto: © Roland Lamb

Tahmima Anam wurde 1975 in Dhaka in Bangladesch geboren, wuchs in Paris, New York und Bangkok auf, studierte an der Harvard University und lebt in London. Ihr viel beachteter Erstling »Zeit der Verheißungen« (2010) war ein großer internationaler Erfolg und wurde mit dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet. Für ihren Roman »Mein fremder Bruder« (2011) wurde sie mit dem Man Asian Literary Prize ausgezeichnet.

Die Übersetzerin

Kirsten Riesselmann ist Kulturjournalistin und Übersetzerin, u. a. von Leslie Jamison, Rebecca Solnit, John McWhorter und John Jeremiah Sullivan. Sie lebt in Berlin.